

Zur Lage der »Älteren« Germanistik

Thesen

1. Die gegenwärtig zu beobachtende »Hinwendung« zur Geschichte ist möglicherweise eine Modeerscheinung, vielleicht auch Eskapismus. (Schlimmeres kann vermutet werden.)
2. In einer entscheidenden Phase der deutschen Nachkriegsgeschichte konvergierten die Tendenz zu technokratischer Formierung und reformerischer Elan. Die Folge war eine im Einvernehmen betriebene Enthistorisierung, die von den einen gewünscht – und von den andern als Ergebnis nicht genügend bedacht war.
3. Die Enthistorisierung aus technokratischem Interesse wird verstärkt durch die neue Konzeption der Differenzierung: Historie den Historikern – und ab mit beiden in den Elfenbeinturm der Irrelevanz.
4. Die Gefahr besteht, daß Germanisten ausgebildet werden, die von Literatur, von Literaturgeschichte, von Geschichte überhaupt bewußt ausgeschlossen werden, ausgebildet zu flexiblen Debilen, die bewußtlos und daher reibungslos funktionieren.
5. »Aber dem geschichtslosen Menschen ist der Kompaß seines Befreiungskampfes geraubt« (Heydorn).
6. »Die Tradition ist die Revolution der Abgeschiedenen, die Revolution ist die Tradition der Zukünftigen« (Bloch).
7. Es bedarf nicht nur des langen Marsches durch die Institutionen, sondern des längeren durch die Generationen, um den »Muff von 1000 Jahren« zu beseitigen.
8. Die Bewahrung des literarischen Erbes ist eine Aufgabe aller mit Sprache und Literatur Befassten, damit es einmal an alle weitergegeben werden kann. Wer dies verhindert, verhindert Kultur und damit Menschlichkeit.

Das alles ist nicht neu. Nach Geschichte rufen sie alle: die in der vielbeschworenen Mitte, die Konservativen, seit geraumer Zeit auch wieder manche der Linken, und einer, der es gewöhnlich besonders gut meint mit diesem unserem Lande, forderte gar vor dem Bundestag die »ganze Geschichte«. An den Schulen soll »wieder« (heißt es) Geschichte getrie-

ben werden, nachdem man entdeckt hat, wie wenig die Schüler auch über kaum vergangene und schon gar nicht überwundene Zeiten wissen. Die Verlage werfen ganze Geschichtsbibliotheken auf den Markt (über Hunnen, Goten, Deutsche, Phönizier . . .), das Fernsehen bringt Historisches in Serien, die Romanciers und Dramatiker wenden sich der Vergangenheit zu, auch die Emmas machten sich auf zu den Müttern.

Goldene Zeit für Historie und Historiker also? Der Schein trügt. Sieht man genauer zu, so scheint vieles nur Mode, Aufreißen einer Marktlücke, Ausnutzen einer Tendenz nach deren Wende, Wortmaterial für Sonntagsredner, Lack für eine Gesellschaft, an deren ideologischer Hülle sich Risse auftun. Man könnte auch von einem mit allen Mitteln ideologischer Kriegsführung betriebenen Ablenkungsmanöver sprechen, das diejenigen auf die ferne (und daher große) Vergangenheit verweisen soll, deren Zukunft nicht in ihre eigenen Hände gegeben werden darf. Aber das hieße das Kind mit dem Bade ausschütten.

Fangen wir also unter weitgehendem Verzicht auf Bilder noch einmal von vorne an. Dabei will ich, den Erwartungen und der supponierten Kompetenz gemäß, einschränken auf Literaturgeschichte, speziell auf die Literatur vor 1600 und die Disziplin, die ihren Gegenstand darin hat, die sogenannte »Ältere« Germanistik. (Daß die Literatur nach 1600 bis hin zu der des frühen 20. Jahrhunderts oft die gleichen Probleme aufwirft, werfe ich nur eben ein).

Ich wäre kein Historiker, hielte ich nicht Rückschau. Vor fast einem Dezennium erschien bei Hanser jenes Bändchen, das mit seinem (bei Humboldt, Schlegel oder Böll abgekupferten) Titel »Ansichten einer künftigen Germanistik« bei vielen Reformern zeitweilig so etwas wie eine Bibel wurde. Darin hat Peter Wapnewski etwas wehmütig über »Ansichten einer neuen Altgermanistik« geschrieben, dabei zu Recht die althergebrachte (und mancherorts noch heute exekutierte) Verfahrensweise kritisiert, in der »die Formenlehre des Gotischen, das *Lied von der Siebenzahl* und der *Göttweiger Trojanerkrieg* semesterfüllenden Zwangsscharakter usurpieren« (S. 111). Wenn er allerdings zu verstehen gibt, »daß Proportionen gewahrt, daß Relationen hergestellt werden sollen zwischen künftiger Berufsausübung und dem zu dieser Berufsausübung hinführenden Studiengang« (S. 110), dann hat er zwar vollkommen recht, aber andererseits gibt er Beelzebub einen Fingerzweig, wie der Teufel auszutreiben wäre. Wiederum zu Recht verweist er darauf, daß Studenten, die durch »Interesse und Neigung« (S. 109) dem Mittelalter nahegebracht wurden (wobei er, S. 110, auf die Notwendigkeit gelegentlicher »pädagogischer Nachhilfe« aufmerksam macht), daß diese Studenten »innerhalb unseres flexibel zu haltenden

Studiensystems sich nach eigenem Ermessen ausschweifend* mit ihrem Lieblingsgegenstand beschäftigen dürfen – und das auch im Examen honoriert bekommen. Zu Recht, sagte ich, und muß doch einschränken: geradezu gefährlich romantisierend – die Passage könnte bei Jacob Grimm stehen. (Was sie nicht von vornherein suspekt macht!).

Der Pferdefuß liegt darin, daß Wapnewski, einem damaligen Trend folgend, die Schule zum Maßstab der Universität macht: »Es ist deutlich, daß die Lehrpläne der Gymnasien dem Bereich der deutschen Literatur des Mittelalters wie dem der älteren Sprachstufen des Deutschen nur wenig Raum geben – und weniger mit jeder neuen Fassung. Die Schule hat mit solchem Verhalten zeitiger die Konsequenz aus einem veränderten Bildungsbewußtsein, einer veränderten geschichtlichen Situation und einem veränderten Selbstverständnis innerhalb dieser Situation gezogen als die Universität.« (S. 111.)

Er hypostasiert Schule zu einem intelligenten Wesen und trübt damit die Aussichten auf die dahinterstehenden politischen Mechanismen und deren Beweger, die die Schule erst nötigen, so zu verfahren, wie sie verfährt. Innerhalb dieser Argumentation hat die andere Intention, den Mittelalter-Fans unter den Studenten eine Gelegenheit zu ausschweifenden Studien zu geben, ihren Stellenwert: Sie spiegelt einen Freiraum vor, den zwar viele, auch und gerade progressive Studenten suchten und zeitweise ja auch fanden, der aber nur die anderen Zwänge zur Enthistorisierung verdeckt.

Schwerer wiegt aber, daß »Hinwendung« zur Geschichte der Beliebigkeit überantwortet wird, als ob »Interesse und Neigung« gottgegeben oder erblich seien und nicht (zumindest auch!) Ergebnis von Erziehung. Das hieße doch: Wer historisches Interesse vermittelt bekam, der soll Geschichte, Literaturgeschichte studieren, wer nicht, der lasse es bleiben, ist möglicherweise selbst schuld an seinem Desinteresse. Geschichtslosigkeit als unabänderliches Fatum für die einen (für wen wohl?), Geschichtsverständnis und damit Herrschaft über das gesellschaftliche Erinnerungsvermögen für die anderen (für wen wohl?). Diese ja nur scheinbare Beliebigkeit bringt dann Spezialisten hervor, die den historischen Bestand verwalten wie Archivare, sich hie und da herablassen, dem ungebildeten Volk per Sachbuch oder Ausstellung (beschämendes Beispiel: die Stauferausstellung 1977) einen Blick ins Paradies zu gestatten, anstatt den von der Geschichte am meisten Betroffenen den Zugang zu ihr und damit die Kritik an ihr und ihren Folgen erst zu ermöglichen.

Wohlgemerkt, das hat Wapnewski nicht gesagt und bestimmt nicht gewollt, aber das ist daraus geworden, wie so vieles damals positiv und

ehrlich Gemeinte unter dem Gang der Ereignisse ganz anderes zum Ergebnis hatte, als beabsichtigt war.

Damit zurück zum ersten Kritikpunkt an Wapnewski, d. h. an allen blauäugigen Reformern der damaligen Zeit, mich eingeschlossen. Der Hinweis, daß Proportionen gewahrt werden müßten, hat seine Entsprechung in einer Bemerkung Eberhard Lämmerts im selben Bändchen (und Eberhard Lämmert ist wahrlich kein Feind der germanistischen Mediävistik): »Nun wird nämlich notwendig dysfunktional das Übergewicht der mediävistischen Sprach- und Literaturlehre . . . Demgegenüber wird empfindlich bemerkbar die mangelnde Entwicklung neuer und neuester Sprachgeschichte und einer für die Gegenwart tauglichen Sprachlehre . . .« (S. 83). Er hatte ja so recht (und die »Verwissenschaftlichung« des Sprachunterrichts hat er bestimmt nicht im Sinn gehabt). Wir alle aber haben nicht gesehen, daß es Instanzen gab, die auf eine solche Art Selbstbesinnung der Germanisten geradezu gewartet hatten, die Bildungsplaner (welch ein Wort!) und Bildungspolitiker. Den Schülerberg vor Augen und die Effizienz als des Lebens letztes Ziel im Sinn, griffen sie zu und reduzierten radikal die geschichtliche Dimension im Unterricht, zunächst mit Beifall bedacht von einer Linken, die den sogenannten Praxisbezug verherrlichte, und zwar deswegen, weil sie völlig zu Recht von einer schlechten und konservativen (was nicht immer gleich ist) Lehre in den historischen Fächern enttäuscht war, die wohl Fakten vermittelte, bis dem Studenten die Halskrause platzte, aber keine Einsichten bot und schon gar keine Aussichten. Bloch war noch ebenso Geheimtip wie Elias. Jeder Bildungspolitiker, gleich welcher Couleur (heute wollen das vor allem die rechts von der Mitte nicht mehr wahr haben), konnte des rauschenden Beifalls auch der sich selbst als progressiv Verstehenden sicher sein, wenn er lautstark und mit zukunftsweissem Tremolo in der Stimme die Forderung nach Entrümpelung der Studiengänge verkündete. Und da haben wir das Stichwort für das weitere.

Zunächst aber eine kurze Zusammenfassung: Ohne es zu wollen, aber auch ohne es zu sehen, haben in einer entscheidenden Phase der deutschen Nachkriegsgeschichte – und zum Teil bis heute, wie an den Leitsätzen des DGB zur Studienreform leicht nachzuweisen ist – die Reformwilligen, die »Einsichtigen« wie sie oft schmeichelnd genannt wurden und sich gerne nennen ließen, geschichtslosen Praktikern in die Hände gearbeitet, die nichts weiter im Sinn hatten als die Veränderung der Universitäten zu Kadernschmieden für Parteien, Verbände, Staat und Wirtschaft. Dem leistete eine verständliche Skepsis gegenüber den Historikern aller Fächer Vorschub, die in der Restauration nach 1945 viel-

fach zu willfährigen Deutern und Umdeutern der Geschichte zur Beruhigung aufgeschreckter Gewissen geworden waren. Diese Konvergenz führte auf der einen Seite zu einer aufgeregten Reformdebatte, die zuweilen ausuferte zum Reform-Blabla (man kann das nachprüfen in der Bibliographie »Topographie der Germanistik 1966–1971« von Gisela Herfurth u. a., Berlin 1971), die nie so richtig zu Potte kam, während auf der anderen Seite die Weichen schon längst gestellt wurden: »Die redde am meisde, die nix ze sache hawwe«, heißt es bei dem Frankfurter Dichter Kurt Sigel!

Nur wenige warnende Stimmen waren zunächst zu hören. Adorno, der unerbittlich auf Geschichte bestand, wurde verlacht, Heydorn gar nicht zu Kenntnis genommen. Und gerade bei ihm finden sich Sätze, die im Nachhinein fast prophetisch wirken (der Band »Über den Widerspruch von Bildung und Herrschaft« erschien 1970 in Frankfurt): »Die Gesamtschule bietet ein Modell kostensparender Rationalisierung an . . . Die Zubringeranstalt für die Großindustrie spart gleichzeitig Lehrergehälter ein; das Salär für bisherige Gymnasiallehrer wird nur noch für die Oberstufe benötigt . . . Die neue hessische Lehrerbildung, am Gesamtschulkonzept orientiert, ist bereits auf einen rationell produzierten Massenlehrertypus abgestellt, der jene Funktionen übernehmen kann, die für die technologisch-gesellschaftlichen Dienste unumgänglich sind. Damit wird, unter den Bedingungen einer Überflußgesellschaft, eine negative Selektion verstärkt, eine Tendenz, die in den kapitalistischen Ländern allgemein wird und zu einer wachsenden Pauperisierung des Berufs führt, schließlich zu seiner Bewertung als part time job. Die dürftige Kenntnis und die geringe gesellschaftliche Einordnung müssen autoritäre Einstellungen verschärfen, die ohnehin schon bezeichnend waren. Der Lehrer ist glorifiziert babysitter oder technischer Hilfsassistent.« (S. 292). – »Die Zeit war abzusehen, in der Arbeiterkinder, zumindest ein nennenswerter Prozentsatz, unter die gleichen Ausbildungsbedingungen fallen würden, die einst nur den Kindern der bürgerlichen Klasse zugestanden waren . . . Bildung wurde gesellschaftsrevolutionär . . . Es gab nur eine Alternative: sich selbst an die Spitze des Progress' zu stellen, um ihn unschädlich zu machen . . . Der gesellschaftliche Prozeß drohte der Kalkulierbarkeit zu entgleiten und Autonomie des Menschen aufzudecken. Unter diesen Gesichtspunkten muß die Schulreform gesehen werden . . . Sie ist das Pendant zur Universitätsreform, ein großangelegter Versuch technokratischer Formierung . . .« (S. 293 ff.).

Was dies für die Literaturgeschichte bedeutet, faßte Heydorn (ich erinnere daran: 1970!) so zusammen: Die »neue« Bildung setzt sich »von

der Literatur ab, der Tradition folgend, daß die literarische Bildung bei den Massen nichts zu suchen hat; jetzt sind nur noch Massen übrig. War diese Bildung früher den herrschenden Klassen allein überlassen, so wird sie nunmehr zurückgewiesen, weil es sich bei ihr um die Bildung der früheren Oberklasse handelt . . . Ein demokratischer Vorgang; was früher nur die oberen Zehntausend lesen durften, darf jetzt niemand mehr lesen. Ungleichheit für alle. Der sozialdemagogische Standpunkt kategorisiert Literatur als »vorwissenschaftliche Tradition«, als »prae-rational«. Fort mit Rabelais und Lessing! Nun ist eine Revision des Literaturunterrichts dringend überfällig . . . Die Aufschließung der großen, spätbürgerlichen Literatur vor allem, ihre Vermittlung an die Volksmassen wäre eine progressive Tat ersten Ranges . . . Output-Wissenschaft statt Kafka, Brecht, Thomas und Heinrich Mann, welch ein Abenteuer des Geistes!« (S. 301 f.). – Und endlich: »Dies ist die Stunde eines neuen Humanismus. Der Humanismus hat nur eine Aussicht, wenn er revolutionär wird.« (S. 313).

Dies ist mein letztes Stichwort. Aber wir haben das zweite noch nicht behandelt: Entrümpelung der Studiengänge. Da ist nämlich seit 1970 noch etwas dazugekommen. War bis dahin wenigstens sicher, daß der ausgebildete Germanist ein Unter- und damit Auskommen finden würde, so sind seitdem die Aussichten düster geworden. Der Stellenmarkt ist nahezu hermetisch abgeschlossen. Über die Gründe läßt sich streiten, aber es ist so, es gibt arbeitslose Germanisten zuhauf.

Also machten sich viele »Verantwortliche« (darunter in einer Kommission auch ich) Gedanken, wie dem zu begegnen sei. Die Ergebnisse dieser Beratungen liegen allenthalben vor. Sie sind bestürzend.

Das Zauberwort heißt nun »Differenzierung«. Die Mechanismen des Marktes sind so übermächtig geworden, daß sie auf alle Lebensbereiche übertragen werden. Wie der Unternehmer bei Abnehmen der Konsumneigung nicht das Produkt verbessert, sondern die Produktpalette farbiger gestaltet, so soll nun, da die Wirtschaft und der Staat wählerischer werden beim »Konsum« von Akademikern, die Produktpalette der Hochschule farbiger werden: » . . . sollten die Universitäten nunmehr auch ungewohnte Ausbildungsangebote machen, die auf Interessen, Fähigkeiten und Berufsaussichten von jungen Menschen zugeschnitten sind, die später zu einem erheblichen Teil keine herkömmlichen Positionen für Hochschulabsolventen bekleiden werden.« (Geschäftsstelle des Wissenschaftsrates, Empfehlungen zur Differenzierung des Studienangebotes in der Germanistik, 1. Entwurf, S. 3 f.). – Sie kennen die Empfehlungen des Wissenschaftsrates. Diese betonen weiterhin: »Im germanistischen Studiengang wird man dem Gegenwartsbezug beson-

dere Beachtung schenken müssen« (S. 15), damit »... die Absolventen flexibel auf Veränderungen am Arbeitsmarkt reagieren können...« (S. 4; ich reiße bewußt zur Verdeutlichung aus dem Zusammenhang). Aber immerhin heißt es in den Empfehlungen auch: »Inhalt und Dauer der Ausbildung dürfen daher nicht auf allzu eng umschriebene Ziele festgelegt werden« (S. 4), und es wird betont, »daß die für die Germanistik wesentliche Dimension des Historischen (nicht) zu eliminieren oder auch nur an die Wand zu drücken wäre. Vielmehr gilt es, das Gegenwärtige unter dem Aspekt seiner historischen Bedingtheit zu erfassen, die historische Distanz für das Erkennen aktueller Phänomene fruchtbar zu machen.« (S. 15).

Schöne Worte. Aber schaut man sich das Beispiel A an, so findet man darin an Historischem nur ein zweistündiges Seminar »Literaturhistorie, Literatursoziologie« und eine vierstündige Vorlesung »Literatur- und kulturgeschichtlicher Überblick«, beide sollen wohl den gesamten historischen Teil ausmachen. In Beispiel B wird für das dritte Semester ein »Einführungskurs in ältere Sprachstufen z. B. mittelhochdeutsche« empfohlen, der ergänzt wird durch eine »Vorlesung aus dem Bereich Geschichte der älteren Literatur.« Beide stehen isoliert, sind folgenlos. Denn in den drei weiteren geplanten Semestern hört und sieht der studiosus oder die studiosa von Geschichte kein Wort mehr. Aber von »Kommunikation« (vgl. »Vorrangstellung des kommunikationswissenschaftlichen Aspekts«, S. 14), von »Analysemöglichkeiten expositorischer Texte« (was immer das heißen mag!), von »Datenverarbeitung« (das zweimal!). Man sieht, welchen Wert Geschichte hat, die angeblich nicht an den Rand gedrängt werden soll, sie ist nur Teil jener Vielzweckkonzeption, die Germanisten hervorbringen soll und wird, die von allem ein bißchen wissen und am meisten von Datenverarbeitung. D.h. Germanisten, die mit allem mal gefüttert wurden, nichts richtig begriffen haben und daher produzieren, was von ihnen verlangt wird: X-Beliebiges.

Aber bei den Empfehlungen des Wissenschaftsrates könnte man noch diskutieren, weil sein Konzept nicht allzu starr ist und es gestattet, historische Konterbande auch in 1 a, b, c; 2 a, c; 3, c; 4 a, c; 5 c; 6 c einzuschmuggeln. Nichts mehr zu diskutieren, sondern nur noch zu protestieren bleibt bei Vorschlägen, die fast zu gleicher Zeit von einer Kommission »im Auftrag des Bundesministers für Bildung und Wissenschaft« vorgelegt wurden. (Germanisten ohne Zukunft?, Empfehlungen zur Erhöhung der beruflichen Flexibilität germanistischer Studienabsolventen, hrsg. von Ulrich Gaier, Kronberg 1978, CIP-Kurztitelaufnahme). Da wird endlich Tacheles geredet und dem Barthel gezeigt,

wo Most zu holen ist. Eine Verzweiflungstat ehrenwerter Germanisten, die bei bestem Willen denen auf den Leim gegangen sind, die schon seit Jahren diesen besten Willen für ihre Zwecke auszunutzen gewohnt sind. Sonntags beim Reden können sie sagen, sie seien von ausgezeichneten und renommierten Wissenschaftlern beraten worden, während die doch nur mitgemacht haben, um Schlimmes oder Schlimmeres zu verhindern, weil man ihnen bedeutet: wenn nicht ihr, dann machen wir es selber . . . Und so funktioniert das bestens.

Auch in diesen Empfehlungen (wem da bloß immer empfohlen wird?) ist »Flexibilität« oberstes Ziel (Titel und S. 11 ff.), die Regelstudienzeit ist offenbar ohne Vorbehalt akzeptiert (S. 13). Auch hier fehlt es nicht an schönen Worten: »Damit berufliche Mobilität nicht bloß eine defensive Kategorie des menschlichen Sicherheitsbedürfnisses wird, muß sie die *Mobilität einer autonomen Persönlichkeit* sein. Eine falsch verstandene Flexibilität läßt die Tätigkeit zum Job, die Arbeitskraft zur Ware degenerieren, die Arbeitsmotivation gegenüber dem gesellschaftlichen oder finanziellen Erfolg sekundär werden. Dies für die Persönlichkeit und damit auch für die Gesellschaft negativen Auswirkungen der auf Flexibilität ausgerichteten Ausbildung müssen deshalb durch persönlichkeitsbildende Ausbildungsbedingungen aufgefangen werden.« (S. 15; was darunter zu verstehen ist, sagt die Kommission begrifflicherweise nicht!).

Dann aber wird es sachlich-kühl. Aus 46 (!) möglichen Berufen für Germanisten, darunter so schönen wie Beratungslehrer (Vermerk: »Ausbau aus gesellschaftspolitischen Gründen vordringlich empfohlen«; »Beschäftigungschancen vermutet«), Hochschullehrer (kein Vermerk), Bildungsplaner (kein Vermerk), Altenarbeit/Gerontagoge (Vermerk: »Beschäftigungschance vermutet«), Schriftsteller (kein Vermerk), Kulturverwaltung (kein Vermerk), Ombudsmann (kein Vermerk), Gerichtsstenograph (kein Vermerk), werden drei exemplarisch dargestellt: Andragoge, Journalist, Dokumentar – und jeweils mit dem Lehrer verglichen. (Zu den Vermerken ist noch anzumerken, daß die Autoren anmerken: »Schätzungen oder gar Zahlenangaben für den Bedarf an Absolventen bestimmter Zielstudien können allerdings wegen des Mangels an einschlägigem Datenmaterial nirgends versucht werden.«, S. III; das erinnert mich an eine gespenstische Szene in meinem Fachbereich vor etwa zwei Jahren. Der Präsident meiner Universität machte dem Fachbereichsrat klar, daß er neue Magisterstudiengänge einzurichten hätte. Auf die Frage, welche Berufsaussichten die Absolventen dann hätten, sagte er kühl, aber Gott sei Dank ehrlich: »Keine!«. Mittlerweile sieht er, mit Sorge natürlich, den beängstigenden Andrang

der Studenten zu den Magisterstudiengängen der Geisteswissenschaften).

Beim Andragogen heißt es, seine Aufgaben seien zur Zeit »noch stark heterogen« (S. 40), aber immerhin seien Trends abzusehen: »Verstärkter Ausbau des Bereichs der Erwachsenenbildung, Integration dieses Bereichs in das gesamte Erziehungs- und Bildungswesen, Systematisierung des Lehrangebots, Professionalisierung des Berufs Andragoge« (S. 40). Wenn man bedenkt, daß die Volkshochschulen sich schon jetzt des Andrangs vollausgebildeter arbeitsloser Germanisten kaum erwehren können, fragt man sich, woher die Autoren die Chuzpe nehmen, diesem Beruf den Vermerk »Beschäftigungschancen vermutet« zu geben (S. 36). Aber trotzig verlangen sie vom Aspiranten, sich innerhalb der Regelstudienzeit fünfundzwanzig Qualifikationen zu erwerben, die vom »Kennen und Analysieren von Methoden zum Zwecke der pädagogischen Entscheidungsfindung unter dem Aspekt der betriebswirtschaftlichen und organisationssoziologischen Gegebenheiten« (S. 43) reichen bis zum »Beobachten und Analysieren des Verhaltens Erwachsener in Lehr- und Lernprozessen« (S. 44). Von Geschichte ist in allen 25 Punkten nur ein Wort zu finden (»Kennen und Analysieren der geschichtlichen Entwicklung der Erwachsenenbildung/Weiterbildung«, S. 43), aber eben nicht da, wo über den »germanistischen Aspekt der Erwachsenenbildung« (S. 45 f.) gehandelt wird. (Stoßseufzer Heydorns aus dem Jenseits: »Das progressive Vokabular ist das Vokabular des kommenden Industriefaschismus, . . . das Vokabular einer empirischen Sozialwissenschaft«, S. 291).

Nun zum Journalisten: »Er entdeckt und sammelt wichtige von außen kommende Informationen, gibt sie adressatenbezogen weiter (und macht sie wiederauffindbar), er verarbeitet die aus dem Adressatenkreis kommende Information, gibt sie innerhalb des Adressatenkreises weiter (und macht sie wiederauffindbar), er verarbeitet die aus dem Adressatenkreis kommende Information für andere Adressatenkreise oder andere Interessen (Ressorts)« (S. 46). Bei ihm kommt Geschichte so vor: er kann sich nämlich »in die Lebens- und Handlungszusammenhänge seines Adressatenkreises in geographischer, geschichtlicher, kultureller, arbeits- und freizeitbezogener Hinsicht einarbeiten« (S. 47), und er »hat literarische, historische, kulturelle Allgemeinbildung« (S. 48). (Stoßseufzer Heydorns 1970: »Hier wird die Flexibilität der Stehparty als Ziel angegeben, des small-talk, ein sinnloser, aber funktionsrelevanter Verkehr«, S. 309). Ich weiß nicht, was man hier unter »Allgemeinbildung« verstehen soll, vielleicht hilft uns weiter, was die Autoren zum Dokumentar schreiben. (Nebenbei: bei der Lektüre des Bändchens war

ich immer versucht daran zu denken, daß der Herausgeber vor zehn Jahren ein Buch über »die satirische Schreibart« herausgebracht hat).

Was hat der Dokumentar zu tun? »Er entdeckt wichtige von außen kommende Informationen, leitet sie an die Interessenten innerhalb des Betriebes weiter und macht sie speicherbar . . . Er bearbeitet betriebliche Informationen für die Außenwelt [!] und antwortet auf Anfragen« (S. 49). Was muß er deshalb können? »Er kann sich in die innerbetriebliche *Organisation* und die damit gegebenen Informationsströme einarbeiten . . . Er kann *Fachsprachen* erlernen« (S. 49). Er kann »*Schlagnwortsysteme* zur Informationsspeicherung entwerfen«, er kann »*Informationsquellen*; rasch und sicher nutzen«, er »kann Texte verarbeiten«, er »hat Zusatzqualifikationen« (S. 50) und kann daher »die sachlichen, juristischen, wirtschaftlichen und politischen *Interessen* des Betriebs und seiner Abteilungen erfassen« (S. 49). Mit einem Wort: der Dokumentar ist der flexible Debile, der gesinnungslose Diener seines Herrn, his master's voice, was soll da Geschichte? Was soll da Literatur, was Kultur? Kein Wort davon in seinem Berufsbild. Ich kann mir die »autonome Persönlichkeit« Dokumentar so richtig vorstellen. Und der üble Verdacht kommt auf, daß der Journalist ein bißchen über Geschichte wissen muß, damit er im Feuilleton *auch* einsetzbar ist. Aber doch wenigstens der Lehrer muß ein wenig ältere Literatur kennen, muß ein wenig Sprachgeschichte betreiben. Oder doch nicht? Eine Fußnote gibt Auskunft: »In Bundesländern, wo die Staatsexamensordnung für das Lehramt an Gymnasien den Nachweis von Kenntnissen in älterer deutscher Sprache und Literatur verlangt, kann im Grundstudium sowohl in Sprach- wie in Literaturgeschichte auf eine intensive Einführung und entsprechende Leistungsnachweise verzichtet werden, da diese lehramtsspezifischen Qualifikationen dann im Zielstudium obligatorisch werden« (S. 59). – Das heißt aber: da, wo der Staat nicht darauf besteht, kann diese Qualifikation auch ersetzt werden durch »*Didaktik der Sprachreflexion*« (S. 70).

Kurz zusammengefaßt: werden diese und andere Vorschläge Wirklichkeit, dann ist die Literaturgeschichte, ja die Geschichte überhaupt aus der Germanistik endgültig entfernt; sie wird als historische Wissenschaft allenfalls in Nischen des Systems als Orchideenwissenschaft überleben, die sich der Staat zum Renommee und zur Legitimation hält. Die Domestizierung ist dann schon prophylaktisch durchgeführt, aufmüßige Ideen sind nicht mehr zu erwarten, die Revolte, die einmal Hoffnungen weckte, ist im Regelsystem der Verwertbarkeit erstickt. Der Apparat läuft, und der große Bruder wacht darüber.

Dies ist keine Zukunftsvision, sondern zum Teil schon Wirklichkeit.

Schon haben wir Studenten, Produkte der neuen Schulkonzeption, die unter der Fahne »Kampf dem Leistungszwang« »um die Verminderung ihres intellektuellen Deputats betteln«, ohne zu bemerken, daß man sie schon zu den »erbärmlichsten Dienern des Bestehenden« (Heydorn S. 325) abgerichtet hat. Es steht zu befürchten, daß eine Studentengeneration heranwächst, die zu den ödesten Reglementierungen und Nivellierungen ja sagt, weil man ihr beizeiten alle Neugier ausgetrieben und die Sucht nach der Geborgenheit des Zwangs eingetrichtert hat. Es geraten Lehrende unter Beschuß, die um der menschlicheren Zukunft willen am intellektuellen Anspruch festhalten, es haben solche Zulauf, die ihre Arbeit als Job sehen und statt des einen auch das andere lehren könnten, getreu jener Devise, die von den Empfehlern um Ulrich Gaier herausgegeben wurde: »Germanistische Hochschullehrer, insbesondere stellenlose Habilitierte, sollten sich schon jetzt auf die berufsspezifischen Elemente der an den jeweiligen Hochschulen auszubringenden alternativen Studiengänge einarbeiten . . .« (S. 84). – Das vielbemühte Wort vom »Misthaufen der Geschichte« hat einen eigentümlichen Sinn bekommen: die Geschichte selbst wurde auf den Müll geworfen. Warum? Heydorn gab uns das Stichwort: »Der Humanismus hat nur eine Aussicht, wenn er revolutionär wird.« (S. 313).

Was ist damit gemeint? »Erkenntnis muß tief in den Menschen einbezogen, von ihm erarbeitet werden, sie soll ihn zum Widerstand fähig machen, der die Enttäuschung verträgt. Denken und Empfinden müssen eine Verbindung eingehen, die niemand wieder aufheben kann, ohne sich selbst zu vernichten. Der Lernprozeß, der Wachsein von früh auf intendiert, universelle Aneignung, kommt um das Erfahren der Verwundung nicht herum . . . Verwundet sind alle; hier wird der Verwundete wissend. Der Lernprozeß wird die Geschichte des Menschen als Geschichte seiner Zukunft umschließen, die Hinterlassenschaft zu sich selbst befreien. Erst der geschichtliche Lernvorgang vermittelt eine Einschätzung ihrer Möglichkeit, eine realisierbare Praxisaussicht; er vermittelt den Traum, den das Leid der Vergangenheit zeugte. Ohne diesen Traum können wir nicht leben, wird die Periode des Übergangs nicht bestanden, die voller Überfälle ist, dunkler, strangulierender Bedrohung. Da der Mensch keine Natur, sondern Geschichte ist, konstituiert ihn der geschichtliche Inhalt, den er für sich erwerben kann; durch diesen Inhalt wird neuer möglich.« (Heydorn S. 325 f.).

Ich könnte eine Unzahl ähnlicher Zitate vorlegen, ich könnte auch versuchen, eine eigene theoretische Ableitung darzustellen. Alles liefe auf das hinaus, was Lukács auf die einfache (und dadurch angreifbare) Formel gebracht hat: »Nach Marx und Engels gibt es bloß eine einzige,

einheitliche Wissenschaft: die Wissenschaft der Geschichte.« (Bei Viktor Zmegac (Hrsg.), Marxistische Literaturkritik, Bad Homburg 1970, S. 30). Ein Teil dieser Geschichte ist die Literaturgeschichte, in unserem Fall die der älteren deutschen Literatur. Im Vorbereitungspapier dieser Tagung heißt es zutreffend: »Werke der mittelalterlichen oder frühneuzeitlichen Literatur sollen als Bestandteil *einer* deutschen Literatur, die vom achten Jahrhundert bis zur Gegenwart reicht, begriffen werden und prinzipiell mit den gleichen Erkenntniszielen . . . zum Gegenstand der Untersuchung werden wie Werke der neueren deutschen Literatur«. Allerdings klingt das – verzeihen Sie mir – sehr distanziert. Offenbar war das Bekenntnis nur möglich wegen des anderen Argumentes, wonach es sinnvoll sei, »auch den Spuren vorwärtsweisender Momente nachzugehen, [. . .] zu sehen, welche Momente eines feudalen Bewußtseins auch die bürgerliche Epoche durchziehen, oder zu überlegen, ob Ideen, Träume und Forderungen, die sich [. . .] in der vorbürgerlichen Literatur ausdrücken, in der bürgerlichen Gesellschaft widerspruchsfrei realisiert sind.«

Lassen Sie mich zum Schluß dazu einige Anmerkungen machen. Sollte in Ihnen der Verdacht aufgekeimt sein, ich wolle zurück zum Zwangsstudium des Gedichtes »Von der Siebenzahl« und des »Göttweiger Trojanerkrieges«, so ist dieser Verdacht falsch. (Ein wenig hege ich den Verdacht, Wapnewski könnte auf die beiden Texte auch nur deshalb gekommen sein, weil sie so abstrus klingen). Nein, das will ich nicht.

Einige Jahre lang stand an einem Gebäude der Frankfurter Universität folgender Spruch zu lesen: »Entdeckt was Ihr wollt«. Man hätte diesen Graffito nicht übermalen sollen, sondern in meinestwegen goldenen Lettern über den Haupteingang setzen. Er ist so herrlich doppelsinnig. In ihm ist die heute durch Reglementierung gefährdete Freiheit des Studiums ebenso enthalten wie die Forderung, die Mahnung, erst einmal zu entdecken, was man wollen könnte. Ich setze, noch immer, auf den neugierigen Studenten, der einzig im Grundstudium einmal gezwungen werden sollte, zu entdecken, was er wollen könnte, die Schwellenangst zu überwinden, das Ungewohnte zu erkunden, die Geschichte, die Literatur des Mittelalters und der frühen Neuzeit zu prüfen. Es läge dann an der Altgermanistik, es läge an uns Altgermanisten, diese Begegnung so zu gestalten, daß sie faszinierend wirkt. Ich bin mir sicher, daß wir (die alte Literatur und die Altgermanisten) über Zulauf nicht zu klagen hätten, vorausgesetzt, der Student wird nicht durch ein Regel- oder Zwangssystem daran gehindert, einem einmal geweckten Interesse auch nachzugehen. Das hieße, daß einer, der sich gerne »ausschweifend« mit

dem Mittelalter beschäftigt, nicht dafür bestraft wird, indem man ihm nur die Wahl läßt zwischen Spezialistentum und Verzicht.

Warum bin ich der Attraktivität der Geschichte so sicher? Ein Aspekt wurde schon genannt: Es gibt in der deutschen Literatur unendlich viel zu entdecken, was nach vorwärts wies und zurückgewiesen wurde, man braucht nur an den Bauernkrieg und seine Literatur zu erinnern. Oder so zusammengefaßt: »Es wäre Tradition genauso zu betrachten wie Utopie, und zwar nicht rechts, aber gründlich und zum Teil sogar konservativ in dem Sinn, daß noch nicht Ausgereiftes, aber sehr gut Gemeintes und sehr reich Gewolltes nicht in einer Dose oder als Aufschrift auf einer reaktionären Fahne konserviert wird, sondern als ein Aufruf, als ein Postulat, das uns aus der Vergangenheit uneingelöst, aber auch unabgegolten und in jedem Falle verpflichtend entgegenkommt. Wenn man Tradition und Vergangenheit, Utopie und Zukunft mit der Revolution als der Umwälzung auf ein Besseres, Helleres hin in eine Definition zwingen will, so kann sie lauten: die Tradition ist die Revolution der Abgeschiedenen, die Revolution ist die Tradition der Zukünftigen.« (Ernst Bloch, Gibt es Zukunft in der Vergangenheit?, in: Vom Sinn der Tradition, hrsg. von L. Reinisch, München 1970, S. 23).

Da ich annehme, daß wir uns darüber schnell werden verständigen können, gleich zum nächsten, vielleicht kontrovers zu diskutierenden Punkt. Eine der großen Enttäuschungen, die viele der jungen Linken in den letzten zehn Jahren haben erleben müssen (und die zum Teil Ursache für die unselige Lethargie des »Tunix« ist), war die, daß der Sozialismus nicht so schnell kam wie gehofft und gewünscht, daß die Lohnabhängigen in freier Wahl sich gegen den Sozialismus aussprachen. Das hat viele Gründe, ich will nur eingehen auf den historischen Aspekt, der zwei Teilaspekte hat. Einmal liegt er in der Macht (und Trägheit) auch jener Traditionen, die fortschrittshemmend wirken, zum andern in der verständlichen, aber auf Unkenntnis (oder doch zumindest mangelhaften Kenntnis) von Geschichte beruhenden Ungeduld der aufbegehrenden Generation.

Als die geschlagenen Bauern aus dem Bauernkrieg heimkehrten, sangen sie: »Geschlagen kehren wir nach Haus, die Enkel fechtens besser aus«. Es hat länger gedauert als bis zur übernächsten Generation, viel länger, Engels hat die Gründe genannt.

Die Frauen, ich habe anfangs ganz unhämisches darauf verwiesen, kämpfen für die Emanzipation und suchen Vorbilder. Brackert/Bovenschen u. a. haben einen Teil der Vorgeschichte des Frauenkampfes ansatzweise aufgearbeitet, viele arbeiten weiter am Thema. Aber weshalb ist das Bewußtsein der Frauen selbst so schwer zu verändern? Mit kurz-

schlüssigen Basis-Überbau-Theorien ist nichts gewonnen, wir müssen tiefer graben in den Bewußtseins-sedimenten und damit in der Historie. Ein Beispiel: Hartmanns von Aue Enite, die Frau des Helden Erec, wird allein dadurch »schuldig«, daß sie Frau ist, daß sie als Frau »verführt«. Sie hat ihre Schuld abzutragen in Demut durch Gehorsam und Aufopferung. Dieses Frauenbild, nicht eben das frauenfeindlichste der Zeit um 1200, das Standards setzte, wurde tradiert und verändert, und es wurde verändert tradiert. Unschwer aber können wir noch immer darin jenes Frauenideal erkennen, das Konservativen (und beileibe nicht nur männlichen) noch heute vorschwebt. Mit Gesetzen allein ist da nichts zu erreichen. In den Köpfen muß verändert werden, und da geht es nicht nur rational zu. Traditionen sind mächtig über das Denken der Menschen.

Ein zweites Beispiel: »Diese Gefühle des Mißvergnügens und des Umsturzes finden wir besonders in den unteren Klassen, welche durchaus nicht einsehen, warum es ihnen schlecht gehen soll, während es 10000 Oberen gut geht. Ja, meine Herren, die Lösung des Rätsels finden die Armen und Mühseligen dann, wenn sie eben an ein Jenseits glauben, und wenn sie begreifen, was das Jenseits ist. Wenn ein armer geknechteter Arbeiter sich sagt: nach 40, 50 Jahren wird der Kaiser, der jetzt über dich herrscht, einmal vor Gott sich verantworten müssen über die Gewalt, die Gott in seine Hände gegeben hat, nach 40, 50 Jahren wird der mächtige Minister, der neben ihm stand, sich auch zu verantworten haben über die Führung seines Amtes, und du, der arme Mann, wirst in der wahren Brüderlichkeit und Gleichheit neben diesen Männern als ganz der Gleiche auch dich verantworten – o, meine Herren, ich glaube, daß solche Erwägungen doch einen gewissen Eindruck machen auf die Seele eines Bedrückten. Und dann weiter: wenn es Einem schlecht geht, er hungert und darbt und muß sich mühen, und sieht einen Anderen im Überfluß leben, ohne zu arbeiten – ja, wenn er nicht an ein Jenseits glaubt, da nehme ich es dem Manne wahrlich nicht übel, wenn er sagt: was du hast, will ich auch haben.

Aber wenn der arme Mann sich sagt: nach 40, 50 Jahren hat der Reiche seine Paläste und Karossen nicht mehr und er steht genau so vor dem ewigen Richter und dann wird er sich zu verantworten haben, ob er mit seinen Palästen und Karossen richtig gewirtschaftet hat, oder ob ich richtig gewirtschaftet habe mit meinem Wenigen, – das sind doch Erwägungen, die zweifellos von großer Bedeutung sind. Das ganze Ertragen von Elend und Noth ist ein anderes, wenn man an einen Gott und an eine ewige Vergeltung glaubt, ist ein ganz anderes, wenn man glaubt, daß nach 40, 50 Jahren alles vorbei ist und der Mensch nur wie ein Stück Vieh in die Erde gescharrt wird.« (Zitiert nach Hartmut Titze, Die Politisierung der Erziehung, Frankfurt 1973, S. 286).

Die Argumentation kommt Ihnen bekannt, aber ein wenig zu offen vor? Nun ja, heute würde sich keiner mehr so zynisch äußern, das wurde vom Schulexperten des Zentrums 1892 im preußischen Abgeordnetenhaus gesagt. Warum aber glauben viele heute noch so abgestandenes Zeug? Weil es tief in die Bewußtseinschichten eingedrungen ist, denn es stammt ja nicht von Herrn Dr. Porsch, sondern ist viel, viel älter. Schon Berthold von Regensburg, der franziskanische Prediger des 13. Jahrhunderts, hat es seinen Schäflein eingebleut: » . . . ich will dich lèren, daz dû grôz almuosen dran tuost mit dem guote daz dû nie gewünne oder niemer mêre gewinnen maht, oder mit dem guote daz dû gewonnen hâst und ez verlorn hâst und ez niemer mê gewinnen maht. Mit dem guote daz dû nie gewünne oder niemer mêr gewinnen maht, dà mite soltû almuosen tuon, alsô daz dû willechêche arm sîn solt. Unde du solt alsô sprechen mit lüterm herzen unde mit ganzem ernste: ›herre, gnâde! und wære diu bure mîn unde diu gegene, daz wolte ich willechêche lâzen durch dîn lop, unde durch dîn êre wolte ich mich sîn, verzihen und wollte iemer arm sîn, als ich doch bin, umbe die êwigen rîcheit.« (Berthold von Regensburg, hrsg. v. Franz Pfeiffer, Band I, Wien 1862, S. 25 f.). Ich paraphrasiere: »Ich will dich lehren Almosen zu geben von dem Reichtum, den du nicht erwerben konntest und kannst, oder von dem Reichtum, den du hattest, aber unwiederbringlich verloren hast. Von diesem Reichtum sollst du Almosen geben, indem du freiwillig arm bist. Und mit reinem Herzen und ganzem Ernst sollst du beten: ›Herr, erbarme dich. Wäre die Burg mein und das Land, darauf wollte ich freiwillig verzichten zu deinem Lob und zu deiner Ehre, und ich wollte immer so arm sein, wie ich schon bin, um des Reichtums in der Ewigkeit willen.«

Kein Wunder, daß Berthold von Regensburg im 19. Jahrhundert von dem reaktionären Volksprediger Alban Stolz wiederentdeckt wurde, der in die Ausgabe schrieb: »Möchte dieser alte Mönch recht vielen Predigern ein Lehrmeister werden, wie man zum Geist und Herz der Menschen durch das Wort eindringen und Gewalt darüber ausüben kann.« (Die Predigten des Franziskaners Berthold von Regensburg, hrsg. v. Franz Göbel, mit einem Vorwort von Alban Stolz, Regensburg 1929, S. VII). Diese Gewalt wurde den Menschen vorher und seither immer wieder angetan. Wer da ändern will, muß das Sozialpsychologische, d. h. die Geschichte der Urteile und Vorurteile kennen und ernstnehmen. Dann wird deutlich, daß und warum für viele, Privilegierte wie Unterprivilegierte, Privilegien als etwas Natürliches erscheinen, der

Kampf um ihre Abschaffung aber als etwas Unnatürliches, Gefährliches.

Ein letztes Beispiel. In Frankfurt wird zur Zeit ein Konflikt am Abendgymnasium ausgetragen. Die Kultusbehörde hat dabei, gedeckt vom Beamtengesetz, eine Gruppe von Lehrern an andere Schulen abgeordnet, um am Abendgymnasium Ruhe zu erreichen. In einer Pressekonferenz am 6. 11. 1978 solidarisierten sich der Frankfurter AStA, die JuSos und der Fachbereich Erziehungswissenschaften der Frankfurter Universität mit den Lehrern am Abendgymnasium. Der Dekan dieses Fachbereiches sprach auf der Pressekonferenz von einem Skandal, der juristisch abgedeckt sei von einem Beamtenrecht, und nun wörtlich: „... dessen Grundzüge aus dem 19. Jahrhundert stammen“ (Frankfurter Rundschau vom 7. 11. 1978, S. 13). – Da haben wir sie wieder, die kurzsichtige, unhistorische Naivität. Wäre dem so, dann wäre die Institution »Beamter« leicht und schnell abzuschaffen. Vielleicht stammt das Gesetz aus dem 19. Jahrhundert, seine Grundzüge gewiß nicht – und ganz gewiß nicht die Vorstellungen von Beamtenethos, Beamtenpflicht, Fürsorgepflicht und (erst kürzlich beim Verfassungsgericht wieder virulent geworden) Alimentationspflicht des Staates. Die Grundzüge stammen aus dem 11. und 12. Jahrhundert, basieren auf Vorstellungen der Antike, sie wurden entwickelt von den und für die Ministerialen, die sich ihr Ethos von Ritterlichkeit, Pflichterfüllung, Dienst und Lohn, die Legitimation ihres Kastenstatus mit Sonderrechten in den Artusromanen und anderen, oft auch nichtliterarischen Texten schufen. Was so tief in der Historie wurzelt, wurzelt auch tief in den Hirnen, ist so leicht nicht zu verändern oder gar auszutreiben. Was also Geschichte, Literaturgeschichte auch, vermitteln kann, das ist, lassen Sie es mich einmal so sagen: revolutionäre Geduld, was gewiß nicht gleichzusetzen ist mit Lammsgeduld oder Vertrauen in die Vorsehung der Geschichte. Dazu muß man aber Geschichte erst einmal kennen, und zwar genauer als die Apologeten des Hergebrachten.

Lassen Sie mich in aller Kürze noch einen allerletzten Punkt ansprechen. Neben allen »nützlichen« Aspekten ist noch einer zu bedenken, auch dann, wenn anderswo ein Fetisch daraus gemacht wurde. Ich meine die Bewahrung des literarischen, das heißt aber auch des ästhetischen Erbes. Mit Bewahrung meine ich Aneignung und Verarbeitung in der Produktion der Gegenwart und lasse dazu Stephan Hermlin sprechen, der in seiner Rede vor dem Schriftstellerkongreß der DDR am 30. Mai 1978 gesagt hat: »Ein Schriftsteller, der seine Herkunft, die Tradition, in der er steht, nicht kennt, bezieht in den Kämpfen der Zeit keine sichere Position . . . Ein Schriftsteller, der sich zum Sozialismus

bekannt, muß die Entwicklungen, die Zusammenhänge, die Interdependenzen erkennen können, die ihn in eine solche Position stellen. Marx und Engels waren stolz auf ihre Herkunft von den großen idealistischen Philosophen und den Enzyklopädisten, aber hatten die nicht auch ihre Wurzeln? In der Tat ist ein kommunistischer [ich ergänze: gewiß auch alle demokratischen, W. F.] Schriftsteller ein Sohn aller nach vorn und nach rückwärts gewandten Utopien, ein Sohn von Ketzern und heiliggesprochenen Märtyrern. Die vor ihm haben die zehn Gebote geschrieben und die Bergpredigt. Er stammt von Spartakus ab, aber auch von Franz von Assisi. Wer liest diese Dinge und denkt über sie nach? Wer kennt noch Kautskys »Vorläufer«? Wer das großartige Werk Max Beers, die »Geschichte des Sozialismus und der sozialen Kämpfe«, das mir vor mehr als fünfundvierzig Jahren eine neue Welt erschloß? Vor nicht langer Zeit fiel bei uns das Wort vom Geschichtsbewußtsein und ließ uns in dieser Hinsicht hoffen. Da wir aber die traurige Fähigkeit besitzen, jeden Begriff extrem restriktiv zu interpretieren, stellte sich bald heraus, daß alles mögliche gemeint war, nur eben nicht ein wirkliches Bewußtmachen von Geschichte, das ja mit der Kenntnis geschichtlicher Ereignisse beginnt.

Frühzeitiges Interesse und mein Leben, wie es sich gestaltete, haben mich mit einer Anzahl von Kulturen in Verbindung gebracht. Ich wußte aber immer, daß deutsche Kultur mein Mittelpunkt war und der Grund, auf dem ich stand. Mein Interesse an ihr hat mit den Jahren andere Dimensionen angenommen, die Dimension der Ehrfurcht vor einem so alten, so vielgestaltigen, so mächtig schattenden Baum, die Dimension eines immerwährenden Staunens, einer sich täglich neu entzündenden Bewunderung. Die Literatur, die einen Teil dieses Baumes ausmacht, hat weit über ein Jahrtausend hinweg gegrünt.« (Stephan Hermlin, In den Kämpfen dieser Zeit. In: Tintenfisch 14, Jb. f. Literatur, hrsg. von Michael Krüger, Berlin 1978, S. 33 ff.).

Bedenken Sie, meine Damen und Herren, daß es sich nicht nur für Schriftsteller, sondern mehr noch für Germanisten lohnt, jedes einzelne Blatt dieses Baumes zu »lesen«, daß es sich lohnt, gegen die anzukämpfen, die historische Entlaubungsmittel benutzen wollen, um umso besser und ungehinderter das Leben darunter zu zerstören. Oder, um es mit Gottfried von Straßburg zu sagen:

Ir (i. e. der Vorfahren) leben, ir tot sint unser brot.
sus lebet ir leben, sus lebet ir tot.
sus lebet si noch und sint doch tot
und ist ir tot der lebenden brot. (ed. Ranke, vv 237 ff.)